Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 8

Artikel: Die Schmiedjungfer [7. Fortsetzung]
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665549

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Schmiedjungfer

Eine Geschichte von MEINRAD LIENERT

Copyright by Huber & Co., Frauenfeld

7. Fortsetzung.

IV.

Der Schneider Desiderius Pipenhenner tat einen Luftsprung, als der Gemeindeweibel in seinen Spezereiladen trat und vor seinen Augen das Vermögen seiner Frau, als den Anteil ihres Muttergutes, in guten vaterländischen Banknoten auf dem Ladentisch auszählte. „Nun kommen gute Zeiten, Herrenzeiten!" rief er aus. „Jetzt soll mich die Welt kennen lernen. Nun werde ich bald nicht nur im Traum über die Dächer Hochstaldens fliegen." Selbst um Portiunkulas Nasenspitze geisterte etwas wie ein Lächeln. Sie griff sogleich in den Mammon, zählte ihn nach und trug dann die schönen Banknoten in ihre Warenkapelle, sie vorläufig unter ihren Gebetbüchern sorgsam verbergend.

Und als der Weibel etwas später mit der andern Hälfte von Peter Kleinhansens Frauenvermögen beim Schreiner Gagelmann eintrat, ward er auch dort mit Hallo empfangen. „Nun will ich das Gartenhaus bauen und eine Gartenwirtschaft anlegen, daß die Leute glauben, ich hätte dem Liebgott den Bauplan zum Paradiese gestohlen", grunzte der geschmalzte Hobelspäner; „aber bevor ich an diese schwierige Arbeit gehe, müssen wir wieder einen rechtschaffenen Wein im Keller haben; denn ohne Tranksame ist nicht gut wirten." Der Gemeindeweibel kam nicht so schnell aus dem Häuschen zum vollen Weineimer. Er mußte dem Schreiner das ebbende Mostfaß völlig höhlen helfen. Kätherli, die immer breiter werdende Frau Gagelmann aber setzte sich mit dem Strickzeug zu den Zechenden und lachte, was sie konnte, zu ihres Mannes lustigen Einfällen. Und als der Schreiner die am Boden liegende Gitarre aufnahm, zeigte es sich, daß die Zwillinge die Banknoten vom Tisch genommen und sie in das alte Musikinstrument hineingesteckt hatten, was Kätherli also belustigte, daß sie vor Lachen den Atem schier verlor.

Nun wurde bei Pipenhenners und bei Gagelmanns eine Zeitlang aus dem Vollen geschöpft. Der Schneider betraute seinen Schwager, den geschmalzten Hobelspäner, mit der Umbaute und Vergrößerung seines Spezereiladens; denn nun sollte der immer üppiger werdende Konsumverein gebodigt werden. Aber als der Schreiner Gagelmann, der ihm ein hübsches und wohldienliches Plänchen für die Umbaute gezeichnet hatte, sich nie an die Verwirklichung desselben machen wollte, sondern sich mit hundert Ausreden immer wieder drückte, ließ er den Plan durch einen andern Dorfschreiner ausführen. Von da an bezogen Gagelmanns die Spezereien aus dem Konsum, was die Portiunkula Pipenhenner also erboste, daß sie bei ihren Kunden den Schreiner nur den nassen Lumpen nannte. So entstand nach und nach eine grimmige Feindschaft zwischen Pipenhenners und Gagelmanns.

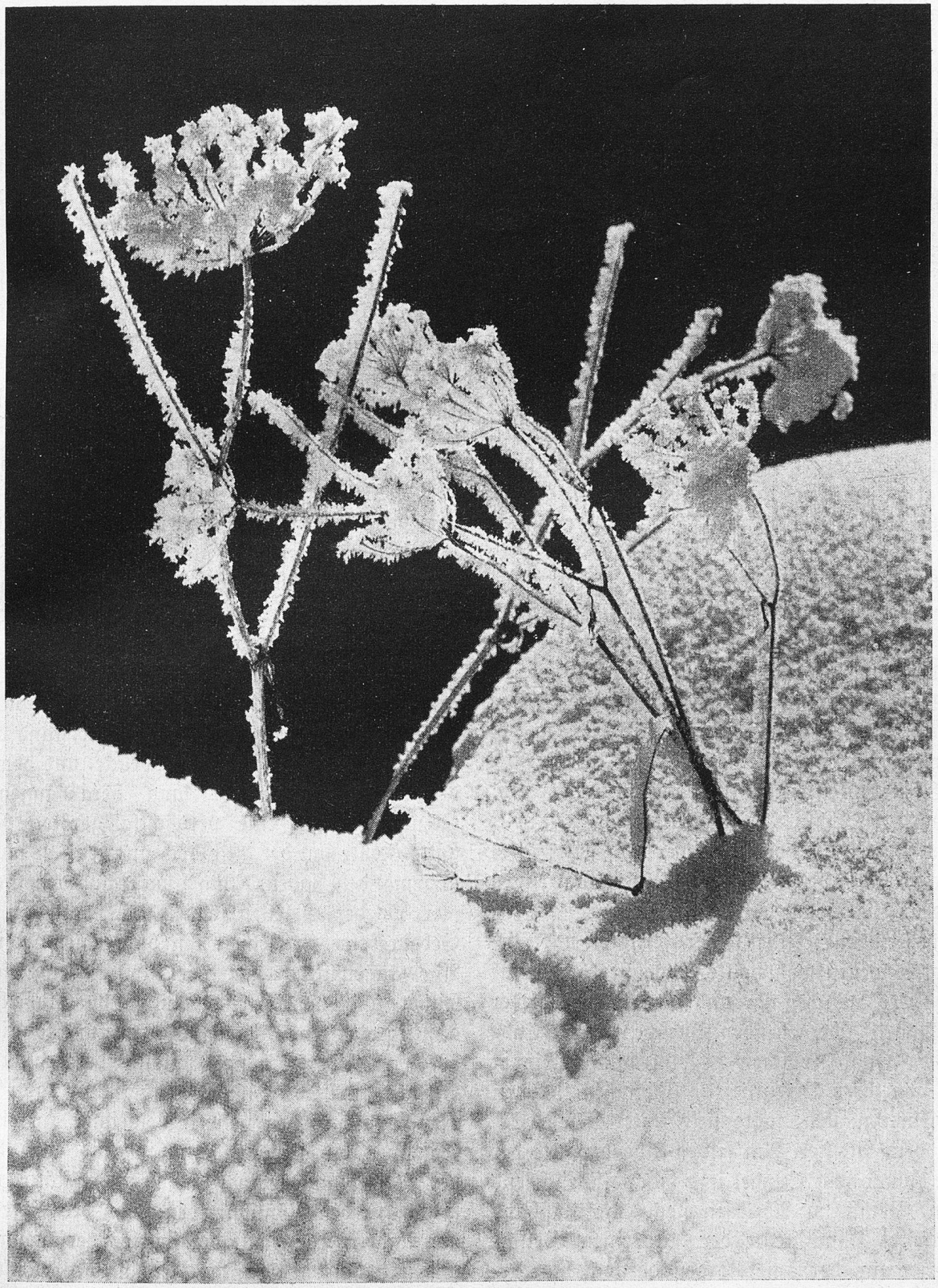
Der Schneider aber hatte sich nach der Vergrößerung seines Ladens auch noch die zwei altmodischen zierlichen Dachgiebel zu einer großen plumpen Dachkammer umbauen lassen. Er nannte sie seine Experimentierkammer. Denn neben dem Tisch, auf dem er noch ab und zu ein bißchen schneiderte, hatte er ein Holzgestell errichten lassen, auf dem er nun nach und nach ein höchst seltsames Gebild aus Eisendraht, Geigensaiten, Eibenholzstäbchen und Fischbein zusammenkünstelte. Es sah fast aus wie das Gerippe eines vorsündflutlichen Drachen und sollte der Segler werden, womit er dereinst die Welt zu überflattern gedachte. In dieser Kammer wirkte er nun unablässig. „Denn", sagte er, „ich muß mich sputen; sonst erfinden sie das Fliegen im Schwabenlande doch noch vor mir, und das würde ich nicht überleben; es müßte mich verrückt machen." Ganz besonders beschäftigte ihn das Studium des Vogelfluges; denn nun war es ihm gelungen, eine große Krähe vom Bannwart zu bekommen. Er hatte ihr die Flügel gestutzt und nannte sie Schaggeline, welchen Namen ihr bald alle Dorfkinder nachriefen. Er stand mit ihr in seiner Kammer auf dem Tisch, warf sie in die Luft, achtete dann genau auf ihr Gehaben und auf die

kleinsten Regungen und Bewegungen ihrer gekürzten Schwingen und ihres Seglers und führte darüber sorgfältig Buch. Keifte ihn aber Portiunkula auf den Schneidertisch und hockte er dann mit verdroßner Miene da, irgend ein pressantes Kleidungsstück zurechtnähend, so flatterte ihm seine Krähe auf die Schulter. Oft trug sie die Gewandfetzen in irgendeinen Winkel zu einem Nest zusammen, in dem dann der Schneider gewöhnlich seine Fadenknäuel, Fingerhüte und Scheren mit Erfolg suchte. Auch spazierte Schaggeline im Hause herum, bis hinunter in die Warenkapelle, wo sie zum großen Ärger Portiunkulas oft einen argen Wirrwarr anrichtete und immer wieder den pfeilgespickten St. Sebastian umzupfte. Kam sie ihr dazu, so begann eine wilde Jagd in der halbheiligen Halle und im Laden herum, bis der Schneider aus seiner Experimentierkammer herabstürzte und seine schwarze Schaggeline mit Not aus den Fängen der aufgebrachten Gattin befreite. Nach und nach gewöhnte sich die Krähe so in ihren Meister, daß sie ihm, zum Gaudium der Dorfjugend, auf Schritt und Tritt nachhüpfte, wenn er ausging.

Portiunkula jedoch gedachte das Andenken ihrer Mutter, die ihren Töchtern ein so hübsches Vermögen hinterlassen hatte, auf ganz außergewöhnliche Weise zu ehren. Was sie hiezu noch besonders veranlaßte, war der heimliche Groll gegen ihren Vater, den Schmied, der sie seit der Aushingabe der Erbschaft nie mehr eines Blickes würdigte. Er hatte ihr sogar das Weihwasser nicht abgenommen, das sie ihm eines Sonntags beim Hinausgehen aus der Kirche reichen wollte. Daher hatte sie sich durch den Dorfschreiner, als er mit der Ladenumbaute und dem Dachausbau zu Ende war, ein Heiligenstöcklein machen und in ihr Gärtlein neben dem Hause, hart an die Dorfstraße setzen lassen. Es sah nicht besonders fein aus. Der Schreiner Gagelmann, den es verdroß, daß die Schwägerin auch hier seine Kunstfertigkeit schnöde überging, sagte, es sei rohe Zimmermannsarbeit. Er hätte etwas so Zierliches zuwege bringen wollen, daß das Dorf die Fremden darauf als auf eine erstrangige Sehenswürdigkeit aufmerksam gemacht haben würde. Lange Zeit stand das Holzstöcklein mit dem leeren Bildgehäuse im Garten neben dem Spezereiladen. Portiunkula konnte immer noch nicht schlüssig werden, ob sie den heiligen Desiderius, den Namenspatron ihres Mannes, oder ihren Lieblingsheiligen, den heiligen Sebastian, ins Bildgehäuse malen lassen wolle. Aber eines Morgens, in aller Gockelfrühe, als Portiunkula mit züchtig gesenktem Haupte, aber scharf ausspähenden Augen aus der Frühmesse nach Hause kam, sah sie zu ihrer höchlichen Verwunderung neben ihrem Laden vor dem Heiligenstöcklein einen wahren Volksauflauf, in dem ein nimmerendenwollendes Gelächter umging. Nichts Gutes ahnend lief sie rasch hin und sah zu ihrer Überraschung ein Bildnis ins Heiligenstöcklein gemalt. Und als sie genauer hinschaute, erkannte sie in den schmerzgepeinigten Zügen und in der glänzenden Nasenspitze, die wie ein vergoldeter Blitzableiter aus dem Gesichte hervorstach, unschwer ihr eigenes, nicht übel getroffenes Bildnis, dem ein Schlößlein an den Mund gemalt war. Unter dem Bild aber stand in zierlichen brennendroten Buchstaben zu lesen: Heilige Zuversicht, bitt für uns! Entsetzt schlug sie die Hände zusammen, stand brandrot eine Weile vor der neuen Heiligen und schoß dann wie ein geölter Pfeil in ihren Laden hinein. Die Leute jedoch brachen von neuem in ein polterndes Gelächter aus, das sich in die Dorfstuben fortsetzte und noch lange nicht endigte, als der entrüstete Schneider das Bildnis in tausend Stücke zerfetzt und im Straßengraben zerstampft hatte. Von da an hieß man die fromme Frau Pipenhenner im Dorf nur noch die heilige Zuversicht, also daß es hie und da aus einem Fenster rief: „Büblein, Maiteli, komm herauf; du mußt mir bei der heiligen Zuversicht ein halbes Pfund Räßkäs und zwei Stücke Schmierseife holen!" Portiunkula aber war noch am gleichen Morgen zornglühend durchs Dorf hinauf zu ihrem Schwager Gagelmann geeilt, dem sie sofort die Verschandelung ihres Antlitzes zuschrieb. Rasend fuhr sie auf den Schreiner los, der eben vor dem Hause zwischen einigen Beigen zierlicher Stangen seinen Morgenschoppen zu sich nahm. Sie würde ihn mit ihren gefällten Fingernägeln nicht übel gezeichnet haben, hätte er nicht den Hobel schützend vor sich hingehalten. Als sie mit den Fingernägeln nichts machen konnte, öffnete sie die Schleusen ihrer Beredsamkeit und übergoß den Schreiner mit der

mühsam zurückgestauten Flut der auserlesensten bodenständigsten Schimpfwörter, die der geschmalzte Hobelspäner aufmerksam anhörte. Und obwohl ein lebenslänglicher Zuchthäusler ob dieser Litanei Portiunkulas röter als ein neues Ziegeldach geworden wäre, blieb er ruhig und gelassen, und geisterte ihm noch der Schalk um den Mund, was Frau Pipenhenner so aufregte, daß sie vor ihm aufsprang wie ein Gummiball. Sie versuchte von neuem mit ihren Fingernägeln und ihrer spitzen Nase wie ein sichelbewehrter Kriegswagen auf ihn loszufahren; aber er wehrte sie mit dem Hobel ruhig ab und sagte: „Was wüst ist, tut wüst!" was sie derart verblüffte, daß sie die Sprache, die sie sonst so meisterlich beherrschte, völlig verlor und eine Weile stumm, wie das zu Salz kristallisierte Weib Lots, dastand. Aber auf einmal kreischte sie auf und raste davon, heim zu, unter dem Lachen und Kichern der Nachbarsleute, die heimlich das ergötzliche Schauspiel hinter den Vorhängen ihrer Wohnstuben hervor genossen hatten.

Der Schreiner Karliseff Gagelmann, der beim Empfang der Hälfte des Kleinhansischen Frauenvermögens Stein und Bein geschworen hatte, er wolle das so schön am Wege gefundene Geld zum Ausbau seiner Wirtschaft und vor allem zur Herstellung eines dreistöckigen Gartenhauses und einer paradiesischen Gartenwirtschaft verwenden, schien diese seine guten Vorsätze bald wieder vergessen zu haben. Kaum hatte er das Geld, kamen die Gläubiger über ihn und nahmen ihm einen beträchtlichen Teil davon ab. Den immer noch ansehnlichen Rest verwandte er dazu, sein Weinlager wieder zu äufnen. Eine große Weinfuhre rasselte mit hüst und hott vor die Wirtschaft zum vollen Weineimer. Darnach kam wohl auch ein bescheidenes Wäglein mit dünnen, frischgesägten Stangen angefahren, aus denen er das Gartenhaus und einige Laubgänge aufzurichten gedachte. Jedoch die alltägliche gründliche Inspektion des Weinlagers im Keller und die damit verbundene Faßhahnprobe nahmen ihn derart in Anspruch, daß er nie recht dazu kam, das Gartenhaus ernstlich in Angriff zu nehmen. Ein Schirmdach aus einigen dünnen Stangen, das er mit einem schnell wachsenden Hopfengerank überzog, konnte kaum für ein Gartenhaus ausgegeben werden, obwohl er selber in seinem Schatten fleißig seine verschiedenen Tagesschoppen zu sich zu nehmen liebte. Kätherli aber, seine wohlbeleibte Frau, begann nun zu kochen und zu bräteln, was gut und bekömmlich war, ließ die Spiegeleier in der Butter schlottern, daß die Mundwinkel sämtlicher Nachbarn glänzten, und sparte an nichts. Auch tat sie ihrerseits hie und da in die Truhe, in der das rasch zusammengehende Erbe lag, einen tapfern Griff und schaffte sich eine Menge unnützer Dinge und vor allem alle Truhen und Kasten voll Gewand und Weißzeug an. Auch steckte ihr Mund beständig voll von allerlei Näschereien, und ihre Zwillinge strappten und krochen nie anders als mit arg verschmiertem Schleckmäulchen in der Stube und vor dem Hause herum. Und obwohl sie ihre Kasten und Kommoden mit Wäsche vollstopfte, waren sie wunderbarerweise bald wieder fast leer wie früher. Aber die Mutter ihrer Magd, die fast allwöchentlich mit leerem Korbe ihre Tochter besuchte und das Haus mit vollem Korbe wieder verließ, hätte vielleicht das unerklärliche Verschwinden des Weißzeuges verständlich machen können. Auch das viele Gewand hielt nicht lange vor, da nie etwas geflickt wurde. So schaffte Frau Gagelmann immer wieder Neues an und hatte eine kindliche Freude daran, allen Tuchreisenden und Hausierern, die von Nidach her kamen, recht fette Bestellungen zu machen und sich dafür von ihnen gehörig hofen zu lassen. Und da sie die Goldgrube, wie der Schreiner die Schublade nannte, worin das Erbe lag, für unerschöpflich hielt, so teilte sie auch der Waschfrau und andern notdürftigen oder zudringlichen Weibern, die ihrs zu vertreffen wußten, von dem Gelde mit vollen Händen aus; denn sie verwunderte sich immer wieder, was für ein stattliches Häuflein Silber in ihre Hände kam, wenn sie eine Banknote auswechselte. Das Bedenklichste aber war, daß sie von ihrem Manne nach und nach das Trinken gelernt hatte und nun fast keinen Tag vergehen ließ, an dem sie nicht ins Ofenrohr einen Kaffeekrug voll saurem Weine stellte, dem sie dann eifrig zuzusprechen pflegte, und aus dem sie auch den Zwillingen ab und zu ein Schlücklein zukommen ließ, um sie bei guter Laune zu erhalten. So lebte man im Wirtschäftlein zum vollen Weineimer, im Vertrauen auf die



Blumen im Rauhreif

ausgiebige Goldgrube, nach Herzenslust in den Tag hinein.

Anders sah es im väterlichen Schmiedhause aus.

Als der alte Schmied Peter Kleinhans begriff, daß ihm das Frauenvermögen, dessen Zinsen ihm einen sorgenlosen Lebensabend verheißen hatten, für immer verloren sei, band er den schweren Lederschurz wieder um und stieg bekümmerten Herzens in die Schmiede hinunter, wo er wieder selber den Hammer schwang. Doch es wollte ihm nicht mehr wie früher von der Hand gehen. Kummer und Verdruß hatten den hochgewachsenen Mann gebeugt und seine spärlichen Haare völlig gebleicht. Niemand hörte ihn mehr ein Tänzchen pfeifen, wenn er am Amboß stand und mit dem neueingestellten Gesellen das Glüheisen schmiedete. Wohl aber war er brummig und kurz angebunden geworden. So kam es, daß ihm der neue Geselle bald wieder drauslief. Der Alte nahm es nicht schwer auf und stellte einen andern ein. Der jedoch verstand nicht viel vom Handwerk, hatte ein freches Maul und ein grobes Tudichum. Nach einer Woche voll Ärger und Donnerwetter gab ihm der Schmied den Laufpaß. Doch der nächste Geselle, den er einstellte, konnte auch nicht lange bei ihm bleiben. So fix und flink er in der Schmiede war und so kuraschiert er den Rossen die Eisen aufschlug, so flink und kuraschiert tat er auch bei Bethli, der jungen Magd. Sie war keinen Augenblick vor ihm sicher und hatte alles Gewand voller Rußflecken von seinen angriffigen Händen. Sie mochte erst dem Meister nichts sagen, da er dem Gesellen seiner Fertigkeit und Anstelligkeit wegen wohlwollte. Als aber der heimliche Krieg zwischen ihr und dem immer wieder zum Angriff übergehenden Burschen nie zu Ende kommen wollte, obschon er blutrünstige Finger hatte von ihren Besenstielen, Pfännchen, Krügen und Fingernägeln, sagte sie's unter tiefem Erröten dem Meister. Am selben Abend packte der flinke Junge sein Bündel und machte sich lachend davon, Bethli im Abziehen noch eine Kußhand zuwerfend. Dann stellte der Alte einen Welschschweizer ein, der am Morgen darnach um Arbeit umschaute. Doch es zeigte sich bald, daß des Schmieds französischer Wortschatz nicht ausreichte, dem etwas schwerhörigen und unhandlichen Welschen seine Mißgriffe im Beruf verständlich zu machen. Es ging bald wie bei der babylonischen Völkerverwirrung, keiner verstand den andern, und so wurde ein gemeinsames Wirken recht beschwerlich. Besser verstand ihn das Bethli, obwohl es kein Wörtlein mit ihm redete. Es war, als hätte er in einer Taubstummenanstalt mit den Augen und mit den Händen reden gelernt. Wo er konnte, hielt er ihr nach, und seine Augen sprachen nicht nur Bände, sondern gleich ganze Bibliotheken. Als aber auch die Hände zu reden anfingen, hieb sie ihm die heiße Suppenkelle also über die sprachkundigen Finger, daß er fuchsteufelswild davonlief. Von da an ließ er die Magd im Stiche; aber nun mißfiel ihm auf einmal die etwas einfache und nicht überreichlich aufgetragene Kost. Er ließ das Essen einigemal stehen und ging, um das Bethli zu ärgern, ins Wirtshaus zum vollen Weineimer speisen. Bald wurde das dem Alten zu dick, und eines Tages redete er mit ihm in der nagelfluhkörnigen Sprache Hochstaldens und nannte ihn einen Heikelfresser und langsamen Freiburger. Und siehe, der Geselle verstand ihn, warf den Hammer in den Winkel und zog davon. Einige Tage war der Schmied ohne Hilfe und mußte am Schraubstock hantieren und die Hufeisenkanten abgreifen. Jedoch bald stand wieder ein Geselle in der Schmiedbrücke, und obwohl der einen unheimlich lang herabhängenden Schnauzbart und eine verdächtig gerötete Nase hatte, stellte ihn der Alte doch an; denn er mußte ja jemanden haben. Auch ging's auf den Sommer, wo den Gesellen sowieso das Wandern ins Gebein fuhr. Er behielt ihn bloß einen Monat. Alle Augenblicke, wenn der Meister den Rücken wandte und etwa für eine Weile in die Stube hinaufstieg oder einen Gang zur Kirche und sonstigen Weg ins Dorf nahm, wischte der rotnäsige Bursche aus der Schmiede und lief bald ins Rößli, bald in den vollen Weineimer um einen Schnaps. Und als der Monat zu Ende war, kam der Betreibungsbeamte in die Werkstätte und sprach für den Rößliwirt den Lohn des Gesellen an. Andern Tags war der spurlos verschwunden und mit ihm die Sonntagskleidung des Meisters und dreißig Franken in bar, die dem Alten für Arbeit bezahlt worden waren und die er unvorsichtigerweise nur aufs Büfett gelegt hatte.

Da wurde der Schmied Kleinhans ganz schwermütig. „Müssen denn alle Spitzbuben, Tagdiebe und Lumpenhunde gerade bei mir einstehen", rief er zornig; „oder ist die Landstraße jetzt von lauter Strolchen überlaufen." Eine Weile machte er's ohne Hilfe. Aber als Tag um Tag, Woche um Woche verging, ohne daß sich einer vom Handwerk blicken ließ, fing er an, recht bekümmert, ja ängstlich durchs rußige Scheiblein zu blinzeln, ob sich nicht doch noch ein Landfahrer in seine Werkstätte verirre. Doch es war der holde Frühling ins Land gekommen und zog alles, was da nach Hochstalden an Handwerksgesellen hinaufkam, singend und lachend an seiner altmodischen Schmiede vorbei und hinunter gegen das blustumwobene Städtlein Nidach.

Der Alte wußte nicht, wo aus, wo ein. Nicht einmal die fällige Steuer konnte er mehr bezahlen. Auch schämte er sich sehr vor seiner jungen Magd, der er ihr Löhnlein schon seit langer Zeit nicht mehr gegeben hatte. Es ging so wenig ein, und treiben durfte er die Leute nicht, sonst würden sie ihn einen Dränger und Zwänger heißen und gar zum Unterflüher Schmied laufen. Auch mochte er seine mißliche Lage nicht zu sichtlich werden lassen. Er war doch immer noch Kirchenvogt und freute sich des Vertrauens, das ihm der Pfarrer und die Kirchgemeinde schenkten. Nie hielt jemand Nachschau nach den paar Wertschriften des Staldener Kirchengutes, die er in der Elternkammer in einer Extralade sorglich aufbewahrte.

Eines Tages stand er trübselig an der Esse und starrte ins Feuer, in dem er ein Eisen hatte. Allein konnte er's länger nicht mehr machen; Hufeisen und Pickel waren ihm ausgegangen. Wäre die letzten Tage ein Roß vor die Schmiede gekommen, er hätte ihm nicht einmal ein Eisen aufschlagen können. So hatte er denn schweren Herzens nach der Schmiede des Nachbardorfes im Tal geschickt, man möchte ihm doch einen Gesellen für einen oder zwei Tage zur Aushilfe überlassen, weil bei ihm kein Mensch mehr einstehen wolle. Offenbar sei den Stromern der Aufstieg zu seinem hochgelegenen Dorfe zu heiß. Man werde sehen, was sich machen lasse, hatte ihm das Bethli zurückberichtet. Nun wartete der Schmied schon seit dem frühen Morgen auf die Aushilfe; aber niemand kam. Da hatte er mißmutig ein Eisen ins lodernde Feuer geschoben, in der Hoffnung, der Gehilfe werde alle Augenblicke anrücken. Das Eisen glühte; niemand kam. Bekümmert schaute er ins blauzüngelnde Feuer.

Leise Schritte gingen hinter ihm; aber er hörte sie nicht; denn der Blasbalg pustete. Bethli, die Magd, war in die Schmiede getreten. Schier erschrocken schaute sie auf den Meister, der zum Tode betrübt an der Esse stand. Dann schlich sie sich zum Amboß, hob den großen Schmiedhammer auf und schwang ihn mit beiden Händen ein paarmal durch die Luft. Und ihn wieder an den Amboß hinstellend, rief sie muntern Tones: „Meister, was sinnet Ihr?"

Der Schmied sah sich um und sagte: „Siehst, Bethli, so ergeht's nun mir altem Mann. Alles läuft mir zuwider. Nun schickt mir der rote Schmied aus Unterflüh den Gehilfen auch nicht. Alles läßt mich im Stich. Es ist doch eine himmeltraurige Welt."

Die junge Magd hatte mittlerweile einen Lederschurz von der Wand genommen und umgebunden. Verwundert schaute sie der Alte an. „Du wirst doch nicht den Gesellen machen wollen?" sagte er trüb lächelnd.

„Warum denn nicht?" gab sie zurück. „Hab ich's früher spaßweise gekonnt, so kann ich's jetzt auch einmal im Ernst probieren, und geht's schief, so könnt Ihr mich ja wieder abstellen."

„Mach keine Dummheiten!" brummte er. „Ich bin jetzt nicht dazu aufgelegt, Lumpereien zu treiben."

Aber die Magd erwischte die Zange und den Handhammer.

„An den Amboß, Meister" gebot sie resolut, fuhr mit der Zange in die Glut, hob flink das weißglühende Eisen heraus, legte es auf den Amboß, und ratsch tatsch! stoben die Funken und sprühte das Eisen und ging ein Feuerwerk los wie an einem eidgenössischen Bundesfeiertage. Der Alte, den schweren Hammer in den Händen, schlug drauflos wie ein Zyklop, und das Bethli ließ den Handhammer spielen, bis sich ihr der leichte braune Scheitel löste und die Haare über die Schultern gingen. Aber sie verzog kein Auge vom Amboß, schmiedete und werkte drauflos mit

ihrem weißbärtigen Partner, bis das Eisen regelrecht gebogen war. Jetzt ließ der Schmied den Hammer verklöppeln, und Bethli schob das Eisen mit der Zange wieder in die Glut zurück, hurtig den Blasbalg zu treten anfangend.

„Seht Ihr, Meister", machte sie triumphierend.

„Ja", lachte der Alte, schwer aufatmend, „es ist beim Eiker wahr, die Jungfer hat den Unterricht noch nicht vergessen, den ich dem aufschießenden Springmägdlein einst gegeben habe. Es geht dir fast von der Hand wie dem Mannsvolk. Fehlt bloß die Übung; die Kraft hättest du wahrhaftig. Wundert mich nur, wo du sie her hast, du Weltsmaitli du!"

„Könnt Ihr mich also brauchen?"

„Hm, hm, ja heißt das", machte er brummend, „es ist eigentlich mehr geschämig für mich. Aber wahr ist's, ich hab kein einziges Hufeisen mehr in der Schmiede. Allein kann ich's nicht machen. Wenn du mir aushelfen wolltest, bis ich wieder etwa einen Lümmel habe, wär mir's wohl gedient; denn beim ewigen Hagel, du kannst's und greifst es an wie ein Gewester. Aber war macht denn derweil die Haushaltung? Alles kannst du nicht machen."

„Da habt keinen Kummer, Vater Kleinhans. Ich weiß ein Kind in der Nachbarschaft, ist eben aus der Schule entlassen. Das wird uns das Haus in Ordnung halten. Gekocht habe ich bald."

„Was werden dann die Leute von mir sagen, Maitli, wenn ich alter, windschiefer Adam ein junges Weibsbild an den Amboß stelle: Das ist eigentlich doch Mannsarbeit."

„Meister, die Leute werden sagen, der Schmied habe trotz allem den Rank gefunden, ihre Rosse zu beschlagen, und einer ehrlichen Arbeit brauche sich keine Prinzessin zu schämen. Macht Platz, Vater!"

Der Schmied trat schmunzelnd einen Schritt vom Amboß weg; das glühende Eisen lag wieder darauf, und handfest, aber bedächtig, hämmerte die Magd mit dem spitzen Beißer die Löcher in das gebogene Eisen. Hie und da tat der Schmied einen belehrenden Zuruf, und bald lag das Hufeisen, bis aufs Abgreifen fix und fertig, vor den Augen des erfreuten Alten.

„Ja, ja, so einen Gesellen ließe ich mir auch gefallen", rief jemand.

Der ältliche Briefträger war unbemerkt eingetreten, und hinter ihm standen ein paar Büblein in der Schmiedebrücke, die eben aus der Schule gekommen waren und nun mit großen Augen auf das tapfer drauflos hämmernde Bethli geschaut hatten.

„Gelt", machte lachend, den Schweiß abtrocknend und die Haare heraufbringend, die junge Magd, „gelt, Briefträger, einen Schmied im Weiberrock hast du noch nie gesehen."

„Nein", meinte der Briefträger, „aber es wundert mich nicht; denn erst am letzten Sonntag hat der Kapuziner gepredigt, es seien die heillosen Weiber, die uns die Ketten schmieden, daran wir das ganze Jahr herumgeschleift werden und die uns gar in die Hölle hinunter nachziehen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Wääg goht us...

Der Wääg goht us.
's isch keine meh, wo heizue will,
ha gsuecht im Fäld,
ha gsuecht im Wald,
's isch finschter, chalt,
's isch alles still —
Der Wääg goht us.

Wenn öppis chäm
und nähm mer d'Händ,
und zeigti mer, wos duregoht,
und brächt es Liecht,
wo d'Spuure fänd,
und 's chäm es Huus —
de nähm's es Aend.

Es isch scho spot —
Der Wääg goht us. —

Julie Kutzli.